

Christliche Hoffnung und weltliche Hoffnungsideologien

Von Robert Spaemann

Liebe Freunde, Europa und Nordamerika waren in den letzten 15 Jahren Schauplätze einer atemberaubenden Dialektik. Die zweite Hälfte der 60er und die erste der 70er Jahre waren charakterisiert durch so etwas wie ›Naherwartung‹ eines irdischen Himmelreiches. Die Wachstumsraten der nationalen Volkswirtschaften ließen einen rauschartigen Zustand entstehen. Der deutsch-amerikanische Philosoph Herbert Marcuse gab diesem Rausch den klarsten Ausdruck. Wir sind im Begriff, so verkündete er, in ein Zeitalter einzutreten, in dem das Lustprinzip nicht mehr sein Maß und seine Grenze am Realitätsprinzip findet. Die alte Empfehlung der Stoiker, die eigenen Wünsche auf das Maß des Möglichen zu reduzieren, um nicht in einem Zustand ständiger Enttäuschung zu leben, diese Empfehlung gelte nicht mehr. Aufgrund des Fortschritts von Wissenschaft und Technik könnten wir dazu übergehen, die Realität als eine Variable zu betrachten, die sich unseren Trieben und Wünschen weitgehend zu fügen habe. Die Tugend der Selbstbeherrschung, der Gedanke, wir müßten unsere Partialtriebe in so etwas wie eine vernunftgeleitete Praxis integrieren, sei ebenso überflüssig geworden wie Herrschaft von Menschen über Menschen. Beides wurzele in der Tatsache der Knappheit der Mittel zur Befriedigung unserer Wünsche. Wo Überfluß herrsche, könne an die Stelle von Verteilungsgerechtigkeit das Prinzip treten: »Jedem nach seinen Bedürfnissen.« Jeder könne seine Bedürfnisse, also das, was für ihn Selbstverwirklichung heißt, nur selbst definieren, aber jeder dürfe gleichzeitig Anspruch auf Befriedigung dieser Bedürfnisse machen, und zwar an eine Instanz, die man »die Gesellschaft« nennt. In dieser Perspektive sank die bisherige Geschichte zur bloßen Vorgeschichte herab. Das Verhältnis, das wir zu ihr haben sollten, bestand vor allem darin, sich von ihr zu emanzipieren. Das ganz Neue sollte nun beginnen. Sprichwörter wie die, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, daß Morgenstunde Gold im Munde hat oder daß früh sich übt, wer ein Meister werden will, galten als Ausdruck einer jahrtausendealten Periode von Knappheit und Unterdrückung, die nun zu Ende gehe. Was diesem Ende im Wege stehe, seien nicht mehr Sachzwänge, sondern nur noch die mächtigen Interessen einiger Gruppen an der Aufrechterhaltung asymmetrischer Herrschaftspositionen.

Es klingt schon beinahe wie ein fernes Märchen; niemand mehr will es gewesen sein; in Wirklichkeit waren sehr viele von dem Rausch ergriffen, keineswegs nur Marxisten und linke Utopisten. Der Glaube ans künftige ununterbrochene, exponentielle Wachstum hatte alle Gruppen ergriffen. Die Industrie holte ihre Arbeiter aus dem fernen Anatolien, und kein Politiker hatte genügend Weitsicht und Mut, die unvermeidlich unmenschlichen Folgen dieser Art von Einwanderung rechtzeitig zu bedenken. Der Gedanke daran, daß einmal weniger üppige Zeiten kommen würden, war tabu. Alles sollte exponentiell wachsen, auch die Zahl der Professorenstellen an Universitäten. Sie waren zeitweise für junge Leute im Selbstbedienungsverfahren zu haben, ohne daß man einen Gedanken auf die Nachkommenden verschwendete, für die nun auf Jahrzehnte solche Stellen blockiert sind. Wir haben jahrelang in

Wirklichkeit auf Kosten der nachkommenden Generationen gelebt. Niemand kann geben, ohne zu nehmen.

Und natürlich ließ man sich die Euphorie nicht stören durch den Gedanken an äußere Bedrohung. Aus der Notwendigkeit, im atomaren Zeitalter der Erhaltung des Friedens den allerhöchsten Stellenwert zu geben, wurde der Gedanke an eine allmähliche Konvergenz der politischen Systeme und eine Art von Gesundheitsbeterei, mit der man sich einredete, es liege im eigenen Ermessen, ob man Feinde habe oder nicht. Das politische Problem der Feindschaft lasse sich auf das psychologische von sogenannten »Feindbildern« reduzieren. Wenn man diese abbaue, sei die Realität möglicher Feinde selbst verschwunden. So als hätte man es in der Hand, ob man vielleicht selbst für andere weiterhin der Feind ist. Sogar aus unseren Kirchenliedern wurden damals fast alle Strophen entfernt, die von Feindschaft, Feinden oder gar »dem bösen Feind« handelten. So als sei alle Feindschaft gegen Gott verschwunden, wenn man sie nicht mehr zur Kenntnis nimmt. Auch hier schien bereits das Endreich angebrochen, wo das wahrhaft Allgemeine auch faktisch von allen anerkannt, wo Gott alles in allem ist.

Die Ölkrise, Rezession, Kriegsdrohung und – vor allem – das Bewußtwerden der ökologischen Gefährdung unserer Lebensgrundlagen ließen die Euphorie der säkularisierten Naherwartungen umschlagen in eine ebenso beispiellose Frustration. Die Ölkrise – vielleicht das wichtigste geistesgeschichtliche Nachkriegsereignis – brachte den Industrieländern die Endlichkeit unserer Ressourcen wieder zum Bewußtsein. Sie brachte uns sozusagen auf den Teppich zurück. Die ökologische Besinnung öffnete die Augen dafür, daß Knappheit zu den unaufhebbaren Bedingungen menschlicher Existenz auf der Erde gehört und daß wir nur die Wahl haben, ihr Rechnung zu tragen oder unterzugehen. Daher wird auch das Prinzip der Verteilungsgerechtigkeit nicht ersetzt werden können durch das Prinzip uneingeschränkter Selbstverwirklichung. Dieses Prinzip nämlich läuft immer auf das Recht des Stärkeren hinaus, für das dann andere die Kosten zu tragen haben bis hin zu den Ungeborenen. Die ökologische Besinnung öffnete die Augen dafür, daß wir seit langem nicht mehr – wie es uns zukommt – nur von den Zinsen des Reichtums der Erde leben, sondern von der Substanz, und d. h. auf Kosten derer, die nach uns kommen. Daß dies überhaupt noch möglich ist, ist im übrigen nur der Fall, weil bisher nicht alle Länder der Erde im Stande sind, unserem Beispiel zu folgen.

Der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt geht weiter. Es hat keinen Sinn, das kritisieren zu wollen. Aber die Euphorie der vergangenen Jahre ist vorbei. Sie war das krankhafte Endstadium eines 300jährigen Glaubens, des Glaubens, dieser Fortschritt sogenannter Naturbeherrschung sei zugleich schlechthin Fortschritt des Menschen zum Besseren. Er war dies teilweise und zeitweise wirklich. Er hat viele Menschen von drückender Not, schwerster körperlicher Arbeit und unerträglichen Schmerzen befreit.

Inzwischen ist der Preis jedoch so hoch geworden, daß nur noch zurückgebliebene oder ideologisch manipulierte Gesellschaften das Wort »fortschrittlich« als Synonym für »gut« gebrauchen. Wir erleben heute Fortschritt weniger als Hoffnung, eher als Schicksal. Die euphorische Naherwartung schlug beinahe über Nacht um in das »no future«, das sich gerade an den Fortschrittsgedanken knüpft.

Plötzlich schien über dem Tor zur Zukunftsgesellschaft der Satz zu stehen, der über dem Eingang zu Dantes Hölle geschrieben ist: »Ihr, die Ihr eintretet, lasset alle Hoffnung fahren.«

Unterdessen ebbt auch dieser extreme Pessimismus ab zugunsten einer gewissen Ernüchterung, einer Rückkehr zu Normallage des Menschen. Die Hoffnungslosigkeit war eher die Folge des Zusammenbruchs unvernünftiger Zukunftserwartungen. Der kleine, biologisch notwendige Optimismus stellt sich hie und da trotziger wieder her. Wo aber junge Menschen ihre Aktivitäten politisch koordinieren, da geschieht es nicht, um die Menschheit dem Morgenrot der großen Freiheit entgegen zu führen, sondern um zu retten, was zu retten ist. Zwar taucht immer wieder die Hoffnung auf das ganz andere, das wirklich Neue auf und projiziert sich auf irgendwelche möglichst fernen Länder: in den 20er Jahren die Sowjetunion, nach dem Krieg Israel, später Cuba, heute für manche Nicaragua.

Wir müssen erwachsen werden und lernen: Das ganz andere gibt es nicht in der Welt. Wir haben in unserem Jahrhundert genug Morgenröten erlebt, die sich als Ankündigung von Feuersbrünsten entpuppten. Wer immer noch nicht gelernt hat, daß auf dieser Erde überall, wenn es gut geht, mit Wasser, im günstigsten Fall mit sauberem, gekocht wird, dessen Lernunfähigkeit ist wohl für immer unheilbar.

Aber diese Unheilbarkeit, diese Unwilligkeit, sich mit der Mittelmäßigkeit der *conditio humana* abzufinden, entspringt offenbar immer wieder aus der Tiefe des menschlichen Herzens. Es gibt im Menschen nicht nur die kleinen Hoffnungen auf die Erfüllung dieses oder jenes Wunsches, aufs Gelingen dieser oder jener Unternehmung oder darauf, dieses eine Mal dem Tod noch zu entkommen. Es lebt in uns ein Bild vom endgültigen Gelingen des Lebens, von Erfüllung, von einem Glück, das nicht durch das Unglück anderer getrübt wäre, es lebt in uns eine Sehnsucht nach dem, was das Wort »Heil« meint und was im Verhältnis zu unseren alltäglichen Erfahrungen wirklich das ganz andere ist. Ernst Bloch sprach von dem, »was uns allen in die Kindheit scheint und wo noch keiner war: Heimat«. Es gibt auch später Augenblicke, wo etwas davon in unser Leben scheint. Es überfällt uns: im Blick eines geliebten Menschen, in einer Landschaft an einem Sommermorgen, im stillschweigenden Einverständnis mit Freunden, bei der gemeinsamen Arbeit für eine einleuchtende Sache oder auch ohne jeden sichtbaren Grund, irgendwann auf einer staubigen Straße, wo es uns deutlich wird, daß Leben im Grunde Seligkeit ist. Es sind nur Augenblicke. Das Evangelium beschreibt einen solchen Augenblick in der Erzählung von der Verklärung Christi auf dem Berge Tabor. Jahrzehnte später erinnerte sich der hl. Petrus an dieses Ereignis und schrieb: »Ihr tut gut, Euch daran zu halten wie an ein Licht, das scheint am dunklen Ort, bis daß der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in Eurem Herzen.« Das heißt: dieser Augenblick ist für den Rest seines Lebens zur Grundlage einer alle Erfahrung der Alltäglichkeit hinter sich lassenden Hoffnung geworden.

Christen unterscheiden sich von anderen Menschen dadurch, daß sie solche Augenblicke der Seligkeit für die eigentliche Wahrheit über das Leben halten. Sie glauben dem Bild von Glück, von Erfüllung, von Frieden, von Liebe, das in uns allen lebt. Was heißt das: sie glauben ihm? Es heißt nicht: sie machen sich Illusionen über die Wirklichkeit. In der nüchternen Einschätzung der Wirklichkeit werden sie von keinem skeptischen Realisten übertroffen. Aber in der Größe ihrer Hoffnung auch

von keinem Utopisten. Was sie von beiden unterscheidet, ist der Inhalt ihres Glaubens: das ewige Leben. Was ist das ewige Leben? Die Antwort Christi lautet: »Das ist das ewige Leben, daß sie Dich, den allein wahren Gott erkennen und den, den Du gesandt hast, Jesus Christus.« Das ewige Leben beginnt nicht jenseits. Es beginnt, wo immer ein Mensch die Augen des Geistes öffnet, wo er der Realität Gottes ansichtig wird und beginnt, sein Leben aus dieser Realität zu leben. Es ist wie eine Kopernikanische Wende. Wie für Kopernikus plötzlich klar wurde, daß die Erde um die Sonne kreist und nicht die Sonne um die Erde, so beginnt der, der den »allein wahren Gott erkennt«, unversehens aus dem Mittelpunkt seiner Welt zu rücken. Er hört auf, alle Wirklichkeit auf sich zu beziehen, und beginnt, der Wahrheit die Ehre zu geben, der Wahrheit, daß er gemeinsam mit allen Geschöpfen um Gott kreist, daß er aus Gott und für Gott da ist, und er beginnt, zusammen mit anderen, denen die Augen aufgegangen sind, ein solches Leben aus der Wahrheit einzuüben. Das ist das ewige Leben, deshalb weil es die Einkehr in die unzerstörbare Wahrheit ist. Das Tier steht unverrückbar im Mittelpunkt jeweils seiner Welt; es kann der Wahrheit deshalb die Ehre nur dadurch geben, daß es am Ende stirbt und für anderes Platz macht. Und auch wir sterben, weil die Menschenwelt sich von neuem unter das Gesetz »dieser Welt« begeben hat.

Aber ist denn deswegen, weil die Wahrheit Gottes unzerstörbar ist, auch das Leben dessen, der der Wahrheit im Leben die Ehre gibt, unzerstörbar? Genügt es dem, der Gott liebt, nicht, daß Gott selbst ewig lebt? Es gibt heute manche Christen, die sich an der Frage nach der Ewigkeit des ewigen Lebens ziemlich uninteressiert zeigen, so als hinge es von ihnen ab, ob es für sie eine Zukunft jenseits der Todesgrenze gibt oder nicht, oder so, als hätten sie das Recht, sich für die Gabe Gottes nicht zu interessieren. Es ist dies eine etwas verdächtige Selbstlosigkeit. Wer Gott wirklich liebt – wie die Schrift sagt: »aus ganzem Herzen, aus allen Kräften und aus dem ganzen Gemüte« – kann der wirklich gleichgültig sein gegen die Aussicht, die die Offenbarung ihm eröffnet, mit Gott in einer unauflöselichen Gemeinschaft verbunden zu sein? Die Offenbarung lehrt uns, daß jedes Wesen, das Gott zur Mitte seines Lebens hat, als dieses einmalige individuelle Wesen an der Unsterblichkeit Gottes Anteil gewinnt, daß ein solches Wesen, wie die Schrift sagt, mit Christus aufersteht. Christlicher Glaube ist Glaube an die Auferstehung Jesu. Er steht und fällt mit der Wahrheit des Apostolischen Zeugnisses, daß Jesus nicht im Tod blieb, daß er auferweckt wurde, daß er für immer beim Vater ist, daß das Grab, in das man ihn gelegt hat, leer war und daß er selbst sich seinen Freunden als der, der lebt, bezeugt hat. Der hl. Paulus sagte nicht: Glaubt nur kräftig und tätig, dann ist Christus auferstanden, so als ob der Glaube der Gemeinde die Wirklichkeit der Auferstehung wäre. Er sagt vielmehr: »Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist Euer Glaube vergeblich, Ihr seid dann noch in Euren Sünden.«

Sowenig die Auferstehung Christi identisch ist mit dem Glauben an sie, so wenig ist sie doch auch wie die Auferstehung des Lazarus die Fortsetzung des Lebens in dieser Welt, eines Lebens, das dann schließlich erneut mit Tod endet. Dazu aber machen es jene, die die christliche Botschaft als Lehre von einer besseren irdischen Zukunft mißverstehen. Denn eine solche endet schließlich immer wieder mit dem Tod. Von so etwas spricht die Offenbarung nie und nirgends. Sie sagt vielmehr genau das Gegenteil. Sie spricht davon, daß die Jünger Jesu das irdische Schicksal Jesu teilen

werden, daß zwar im Zuge der Geschichte das Reich Gottes im Verborgenen wächst wie ein Baum, der Ring um Ring ansetzt, daß aber dieser Baum am Ende doch ganz verloren dastehen wird. Sie spricht vom großen Abfall am Ende und von der Herrschaft des Antichrist, und daß selbst die Auserwählten irre würden, wenn die Tage schließlich nicht abgekürzt würden. Die Offenbarung spricht schließlich vom endlichen triumphalen Anbruch des Gottesreiches als einem Ereignis, das analog zur Auferstehung Christi durch das katastrophale Ende der Geschichte dieser Welt eingeleitet wird. Wenn die Katastrophe sich ihrem Höhepunkt nähert, dann sollen wir uns an die Aufforderung erinnern: »Erhebt Eure Häupter, denn Eure Erlösung naht.« Das und nichts anderes ist die Langzeitperspektive des Christen. Im Unterschied zu den chiliastischen und utopischen Hoffnungsideologien ist es eine Perspektive der Solidarität. Die irdischen Hoffnungsideologien setzen eine absolute Prämie aufs Späterkommen in der Geschichte. Ihre Verheißung ist: »Die Späteren werden es besser haben als die Früheren.« Es ist erstens die Frage, ob das stimmt. Für Juden aus der Zeit Goethes waren die Juden in den Gaskammern von Auschwitz die Späteren! Aber auch, wenn wir die Verheißung der besseren Zukunft weiterhin ernst nehmen, was sagt sie denn? Sie sagt: Den Menschen, die in Auschwitz oder im Archipel Gulag elend umgekommen sind, ist nicht mehr zu helfen. Aber es wird eine Welt kommen, in der »der Mensch dem Menschen ein Helfer sein wird« (Brecht), und die dann in dieser Welt leben werden, haben Glück gehabt. Der christliche Glaube meint kein Glück, von dem alle die Leidenden der Vergangenheit, die Gefolterten, die Opfer ungerechter Gewalt für immer ausgeschlossen bleiben, keine Seligkeit, dessen nur die zuletzt Lebenden teilhaftig werden. »Diejenigen, die, wenn der Herr wiederkommt, noch leben«, so schreibt der hl. Paulus, »werden nichts voraus haben vor denen, die schon entschlafen sind«. Dieser Satz verbietet jede Identifikation christlichen Glaubens mit irdischen Zukunftserwartungen, durch welche die Spätgeborenen prinzipiell privilegiert werden und zwar kollektiv. Christen glauben, daß der Jünger nicht über dem Meister steht und daß die Rettung jedes einzelnen Menschen immer die Form des Sterbens und Auferstehens mit Christus hat. Jeder muß unter Zurücklassung der ganzen Welt durch die Pforte des Todes. Was aber jenseits der Todesgrenze wartet – beginnend schon hier für jeden, dessen Leben ein Sterben mit Christus ist –, ist unsterbliches Leben, nicht jenes etwas komfortablere sterbliche Leben, auf dessen Verheißung sich die Botschaft der irdischen Propheten schließlich reduziert.

Ich habe bisher gesprochen vom Inhalt des christlichen Glaubens, nicht vom Inhalt der christlichen Hoffnung, die in diesem Glauben gründet. Daß Gott unsterblich ist, daß Christus auferweckt wurde und beim Vater ist, daß all jene, die er als die Seinen erkennen wird, mit ihm beim Vater sein werden, daß am Ende Gott alles in allem sein wird, das alles hoffen wir nicht, das glauben wir. Und glauben heißt im christlichen Verständnis nicht: »vermuten«, sondern im Vertrauen auf sein Wort gewiß sein. Hoffnung dagegen ist nicht Gewißheit, sondern ein verlangendes Sichausstrecken nach einem schwer erreichbaren, aber mit Gottes Hilfe doch erreichbaren Ziel. Was wir hoffen, das sagt mit einfachen Worten – und einfache Worte sind in diesen Dingen immer die besten – das amerikanische Negerlied, das auch bei uns zu Lande vielfach Eingang gefunden hat: »when the saints go marching in . . . dann laß auch mich dabei sein.« Noch kürzer sagte es der Räuber am Kreuz: »Herr, denk an mich, wenn Du in

Dein Reich kommst.« Daß Christus in sein Reich kommt, dessen ist der Glaubende gewiß. Seine Hoffnung ist, daß es ihm selbst gelingt, soweit abzuspecken, daß er mit ihm durch die enge Pforte hindurchschlüpfen kann. Die Hoffnung ist deshalb so dringlich, weil die Alternative zum Heil heißt: ewiges Verderben, bloße Fortexistenz in der Form definitiver, subjektiver Sinnlosigkeit, es sei denn, Gott gefalle es, dieser Existenz am Ende aller Zeiten auch ein Ende zu machen. Das ist nicht eine Folge göttlicher Rachsucht. Ein Wesen, das zur ewigen Gemeinschaft mit Gott berufen ist, zu dessen Natur gehört es, den Tod auf irgendeine Weise zu überdauern. Und wenn es sich selbst zum Mittelpunkt seiner eigenen Welt gemacht hat, dann wird es dies wirklich, und es wird erfahren, was das bedeutet. Jeder bekommt, was er gewollt hat. Das Gebet »Rette uns vor dem ewigen Verderben«, das wir in der Messe sprechen, gehört wesentlich zur christlichen Hoffnung hinzu. Die katholische Kirche hat stets gelehrt, daß es für den Menschen in der Regel in dieser Welt so etwas wie Heilsgewißheit nicht gibt. »Ich bin mir zwar keiner Sünde bewußt«, so schreibt der hl. Paulus, »aber wer mich richtet, ist der Herr«. Erst im Lichte Gottes wird deutlich, für uns selbst und für alle anderen, wer wir wirklich sind. Das heißt: Jüngstes Gericht.

Wir haben uns weit entfernt von den gefährlichen Harmlosigkeiten der irdischen Heilserwartungen. Soweit, daß jemand versucht sein könnte zu sagen: wenn dies Christentum ist, dann sind Christen ja eigentlich in der Welt gar nicht zu Hause. Wer das sagt, dem könnte man nur antworten: Du merkst auch alles! »Wir haben hier«, so schreibt wiederum der hl. Paulus, »keine bleibende Stätte, unsere Heimat ist im Himmel, von wo wir auch unseren Erlöser erwarten«. Und der Erlöser selbst betete am Tag vor seinem Leiden: »Nicht für die Welt bitte ich, sondern für die, die Du mir gegeben hast.« Denn, so sagt er, »die Welt kann den Geist der Wahrheit nicht empfangen. Sie sieht ihn nicht und kennt ihn nicht.« Manche Menschen sagen, die Berichte über Auschwitz hätten ihre Ansicht über die Welt und über Gott fundamental verändert, und manchmal fügen solche Menschen hinzu, nach all diesen Erfahrungen sei das Christentum für sie nicht mehr glaubwürdig. Wahrscheinlich haben solche Leute sich nie ernsthaft mit dem Christentum beschäftigt, sonst würden sie bemerken, daß ihre Veränderung der Ansicht über die Welt sie dem Christentum näher gebracht hat. Für Christen verändert in der Tat Auschwitz ihre Weltansicht nicht, es bestätigt sie.

Die Welt, die den Sohn Gottes gekreuzigt hat, reproduziert sich durch jeden, der in sie eintritt und nicht »wiedergeboren wird«. Das Schlimmste ist ohnehin lange vor Auschwitz passiert, nämlich, daß der Beste aus der Welt entfernt wurde. Das war die Stunde der Wahrheit. Christen können, was die Verfassung der Welt betrifft, insofern keine Enttäuschung mehr erleben. Die Trauer über den Tod des Sohnes Gottes liegt über der Welt bis zum Ende der Tage und verbindet sich mit der Trauer über jedes andere unschuldige Blut, das seither vergossen wurde. Nein, das irdische Reich Gottes ist längst gestorben, der irdische Tempel Gottes längst zerstört, nämlich auf Golgatha. Aber dieser Tod war zugleich der des Samenkorns, der Beginn eines neuen Himmels und einer neuen Erde, die nicht mehr von dieser Welt sind.

Daß Christen ihre Heimat nicht in der Welt haben, sondern von einer Erwartung leben, die über diese Welt und Zeit hinausreicht, macht sie indessen für die Welt nicht etwa unbrauchbar. Im Gegenteil: Zwar ist »ihr Leben mit Christus verborgen in Gott«. Aber die Früchte, die aus diesem verborgenen Leben hervorgehen, sind für

jedermann sichtbar. Nach dem Neuen Testament ist die Konkretisierung der Gottesliebe die Nächstenliebe. Ob jemand wirklich aufgehört hat, Mittelpunkt seiner eigenen Welt zu sein, ob für ihn Gott wirklich zum Mittelpunkt der Wirklichkeit geworden ist oder ob er sich dies nur einbildet, das zeigt sich daran, ob die Wichtigkeit, die er sich selbst beimißt, geschrumpft ist auf die Wichtigkeit, die er allen anderen beimißt, die in seinen Umkreis treten. Aber nicht hiervon soll jetzt die Rede sein, sondern von den spezifischen Merkmalen, sozusagen der besonderen Färbung, die das Handeln dessen auszeichnet, der in der Perspektive der christlichen Hoffnung lebt. Ich zitiere hierzu den Brief des hl. Paulus an Titus, den wir an jedem Weihnachtsfest hören: »Erschienen ist die Gnade Gottes, unseres Erlösers, allen Menschen. Sie erzieht uns, daß wir der Gottlosigkeit und den weltlichen Begierden absagen, nüchtern, gerecht und fromm in dieser Weltzeit leben, erwartend die selige Hoffnung und die Ankunft der Herrlichkeit des großen Gottes und Erlösers Jesus Christus.«

Nüchternheit, Besonnenheit ist der Gegensatz zum Rauschzustand. Der Berauschte unterscheidet sich vom Nüchternen entweder durch Trägheit und Schläfrigkeit oder durch halluzinatorische Überwachheit. Der Nüchterne ist wach. Er nimmt die Realität wahr, wie sie ist, und reagiert auf sie mit Entschiedenheit und Besonnenheit. Die christliche Hoffnung erzieht zu dieser Nüchternheit. Sie erzieht zur Wachsamkeit und zum Ernstnehmen des gegenwärtigen Augenblicks, der gegenwärtigen Situation, einschließlich der in dieser Situation mitgegebenen Verantwortung für die Zukunft. Die Wiederkunft des Herrn geschieht, so wird uns gesagt, wenn wir es nicht erwarten. Darum die Wachsamkeit. Wir werden nach der Verfassung gerichtet, in der wir dann angetroffen werden. Christliche Hoffnung weicht nicht aus der Gegenwart in das Opium aus, das Zukunft heißt. Zukunft ist für den Christen kein Gegenstand der Spekulation und der Unruhe. Sie betrifft ihn nur, insofern die Verantwortung für sie als Aufgabe in die Gegenwart hineinreicht. »Christentum ist nüchterner Alltag«, pflegte Pater Rahner zu sagen. Der Christ, der hofft, glaubt nicht, wenn ihm gesagt wird: »Hier ist der Messias oder dort.« Er glaubt keiner irdischen Heilserwartung, die sich den Glanz der himmlischen borgt. Die christliche Hoffnung bezieht sich nicht auf ein Morgen, das gerade solange seinen Glanz behält, bis es zum Heute wird. Der Glanz christlicher Hoffnung, der Glanz der Ewigkeit, liegt von Augenblick zu Augenblick auf dem Heute, auf der Gegenwart, in der das Reich Gottes stets schon im Verborgenen beginnt. Christen beteiligen sich an der Verbesserung der Lage der Menschen auf der Erde oder auch am Aufhalten ihrer Verschlechterung. Aber sie betrachten diese Arbeit nüchtern. Es gibt für sie Verbesserungen und Verschlechterungen immer nur im Plural – Verbesserungen in der Medizin, Verschlechterungen in der Qualität der Spülmaschinen, Verbesserungen oder Verschlechterungen in den Arbeitsbedingungen. Es gibt nicht so etwas wie einen notwendigen Fortschritt der Menschheit im Ganzen. Das Ziel der Geschichte liegt für den christlichen Glauben nicht irgendwo in der Zukunft, sondern es ist immer schon gegenwärtig, wo ein Mensch in der Wahrheit lebt. Ohnehin haben die Heiligen jeden möglichen Fortschritt der Menschheit überholt. Sie sind ja schon am Ziel. Sie haben auch jeden möglichen Fortschritt der Kirche schon überholt. Man spricht oft von »fortschrittlichen Christen«. Dieses Wort kann nur einen vernünftigen Sinn haben, nämlich dann, wenn es bedeutet: Christen, die näher als andere bei dem

Zustand sind, den die Mutter Gottes, die Märtyrer und die anderen Heiligen schon erreicht haben. Also näher bei Christus. Worin sonst sollte fortschrittliches Christentum bestehen? Ob irgendwelche Neuerungen in der Kirche Fortschritte oder Rückschritte sind, bemißt sich ausschließlich daran, ob sie *diese* Nähe fördern, intensivieren oder behindern und abschwächen. Die Nüchternheit verbietet es dem Christen, das Gute als Funktion irgendeines geschichtlichen Verlaufsgesetzes zu betrachten. Im Gegenteil, die Eigendynamik der Geschichte folgt, wie die Natur als Ganze, dem Entropiegesetz. Aufgrund dieses Gesetzes geht alle automatische Entwicklung in Richtung größerer Wahrscheinlichkeit. Das Wahrscheinlichste ist aber immer das Entdifferenzierte, das Ordnungslose, die Gleichverteilung aller Moleküle im Raum. Alles Leben, alles Organische, alles Sinnhafte, alles, was in der Welt schön ist und gut, folgt einem entgegengesetzten Prinzip. Es ist der Dynamik des Weltlaufs sozusagen vorübergehend abgerungen, es hält den Prozeß der Entdifferenzierung an der Stelle, wo es stattfindet, vorübergehend auf. Das gilt für jede Pflanze, für alles Lebendige. Alles, was in der Welt an Lebendigem, an Sinnvollem entsteht, alle irdische Darstellung der Herrlichkeit Gottes, ist der mechanischen Eigengesetzlichkeit des Weltlaufs entgegengesetzt, hält sie sozusagen auf. Christliches Handeln in der Welt ist von der Art des Aufhaltens. Der hl. Paulus spricht vom Aufhalten des Antichristen. Dieses Aufhalten kann durchaus die Form eines aktiven, positiven Gestaltens haben. *Innerhalb* jedes einzelnen lebendigen Sinngebildes gibt es ja auch so etwas wie Fortschritt. Aber jeder dieser wie immer gearteten Fortschritte ist der Eigendynamik der Dinge abgerungen. Alle Gestalten der Humanität, der Gerechtigkeit, des Friedens sind sterblich, wie alles Schöne in der Welt, jedes Abglanz des Unsterblichen.

Das gilt auch für die Kirche und ihre irdische Zukunft. Der Strom der Kirche mündet täglich in den Ozean Gottes. Aber für die irdische Zukunft hat die Kirche nur eine einzige Verheißung: nämlich daß Christus sie nicht verlassen wird. Gewiß, die »Stadt Gottes«, wie Augustinus sagt, wird bis zum Ende wachsen. Aber was heißt das? Was hier wächst, ist eine zeitübergreifende, Diesseits und Jenseits übergreifende Gemeinschaft. Diese wächst bis ihre von Gott vorherbestimmte Zahl erfüllt ist. Und wenn in einer Generation nur noch zehn »Kinder des Lichtes« auf der Welt wären, so wäre auch dies ein Wachstum, nämlich um genau zehn weitere Bürger dieser Stadt, in denen die Herrlichkeit Gottes aufleuchtet. Um dieses Wachstums willen existiert die Welt, und sie existiert nicht länger als dieses Wachstum. Darum entmutigt den Christen in seiner weltgestaltenden Tätigkeit nicht die irdische Langzeitperspektive. Er würde, wie Martin Luther sagte, heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen, wenn er wüßte, daß morgen der Jüngste Tag käme. Denn da zählt vielleicht, ob er das ihm Anvertraute verwahren ließ oder nicht, ob er Apfelbäume pflanzte oder nicht. Wir haben nicht die Pflicht, das Stück, in dem wir spielen, bis zu Ende zu kennen. Wir sollen die Rolle, die uns zugedacht ist, so schön wie möglich spielen. Wer aus der christlichen Hoffnung lebt, dessen irdische Hoffnungen sind von Gelassenheit geprägt. Gefällt es Gott, seinen Unternehmungen Erfolg zu schenken, so freut es ihn. Aber er hat hierfür keine Verheißung. Was er weiß, ist, daß am Ende nichts Gutes vergeblich war, sondern alles, was aus gutem Geist geschah, zum Wachsen des Reiches Gottes beigetragen hat.

Die christliche Hoffnung ist keine irdische Utopie. Der große englische Christ John

Henry Newman sagte vor 150 Jahren: »Der Glaube lehrt uns, bei all unserem Eifer es stets zu unterlassen, die kommende Welt vorwegzunehmen; er lehrt uns zu warten, bis der Richter kommt. Christlicher Eifer ist stets dessen eingedenk, daß das Geheimnis der Bosheit dauert, bis der Richter es ein für alle Male aufdecken wird. Er gibt alle Hoffnung auf, seine Ankunft zu beschleunigen, und alles Verlangen, sich in sein Werk einzudrängen. Er macht sich keine Illusionen über die wahre Bekehrung der Welt zu ihm, auch wenn die Menschen ihn noch so sehr äußerlich anerkennen, denn er weiß, daß die Welt im Argen liegt ... Er hält nicht Ausschau nach grundlegenden Verbesserungen oder dauernden Neuerungen beim Umgang mit den kostbaren Gnaden der Erlösung. Sie sind in ihrem Ursprung immer rein, und werden durch menschlichen Gebrauch immer wieder verdorben. Er handelt nach Gottes Willen zu diesem oder jenem Zeitpunkt, wie er gerade kommt, kühn und bereitwillig. Aber er läßt jede Handlung für sich bestehen als Dienst, der in sich genügt. Er sucht sie nicht in eine Einheit oder in ein System zu bringen, über Gottes Befehl hinaus. Mit einem Wort: der christliche Eifer ist nicht politisch. Christliche Hoffnung ist überhaupt strategischem Denken entgegengesetzt. Gegenstand der Hoffnung ist das ewige Leben. Wir sagen das so leichthin. Aber was heißt das? Hoffnung ist die Haltung, die unseren Umgang mit Leben, mit Lebendigem bestimmt. Prozesse des Wachsens und Reifens unterscheiden sich von denen des Machens und Herstellens. Wir können sie fördern, unterstützen, begleiten, aber wir können nur in Geduld warten, ob unsere Förderung, Hilfe, Begleitung von dem lebendigen Wesen angenommen wird. Der hl. Paulus vergleicht den christlichen Lehrer deshalb mit einem Gärtner, und Christus vergleicht den Hoffenden mit einer schwangeren Frau. Schwangerschaft ist der exemplarische Fall für die Struktur von Hoffnung. Hier geschieht etwas, auf das nur in Aufmerksamkeit, Behutsamkeit und Geduld gewartet werden kann. Das Lebensgefühl christlicher Hoffnung läßt sich deshalb am ehesten mit dem der Schwangerschaft vergleichen, mit dem allmählichen Reifen, dem kurzen gewaltsamen Schmerz der Mutter, dem Schock des Kindes am Ende und dem Anblickkommen des neuen Lebens. Glaube und Unglaube unterscheiden sich von Grund auf in ihrer Einstellung zum Leben. Für den Ungläubigen ist Leben ein komplexer Aggregatzustand von toter Materie, eine kurze Episode in der Geschichte eines toten Universums, die spätestens mit dem Wärmetod endet. Für den Glaubenden gilt, was Johannes vom ewigen Wort Gottes sagt: »In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen.« Leben ist vor dem Toten, und es wird nach ihm sein. Wirklichkeit ist im tiefsten Grunde Leben. Und wo irdisches Leben sich mit seinem ewigen Ursprung verbindet, verwandelt es sich in ewiges Leben.

Wo immer wir es aber mit Leben zu tun haben, sind wir im Bereich der Hoffnung, nicht im Bereich des Machens. Der Geist des Machens bemächtigt sich heute mehr und mehr auch des Lebendigen. Schon der Sprachgebrauch ist verräterisch. Man spricht statt von Tierzucht von ›Tierproduktion‹, so als seien wir es, die Tiere produzieren. Die Haltung dessen, der weiß, daß Leben nicht eine Funktion des Toten, sondern das Tote eine Funktion des Lebens und daß das Leben ewig ist, dessen Haltung gegenüber dem Lebendigen wird anders sein, sie wird von Ehrfurcht geprägt sein, vor allem, wo es sich um menschliches Leben handelt. Es ist eine der wenigen Ehrentitel der Katholiken in der Welt unseres Jahrhunderts, daß sie bisher zuverlässige Verteidiger des menschlichen Lebens waren, sowohl an seinem Anfang

wie auch an seinem Ende. Sie müssen heute ebenso zuverlässige Verteidiger eines lebensgemäßen Umgangs mit dem menschlichen Leben sein. Sie müssen sich den Tendenzen zu seiner Unterwerfung unter die Gesetze des Machens widersetzen, am Anfang und am Ende. Sie können auch im Falle der gerechten Verteidigung niemals Waffen akzeptieren, die auf die unterschiedslose Tötung von Menschen, die selbst gar nicht kämpfen, gerichtet sind. Die Ehrfurcht vor der humanen Gestalt des menschlichen Lebens verbietet es, einen Menschen ins Dasein zu zwingen, in dem man ihn von Hand in der Retorte zusammenrührt. *Genitum non factum*, gezeugt, nicht gemacht. Dieser Satz des Credo bekennt nicht nur den ewigen Ursprung des Sohnes Gottes, sondern bezeichnet auch die menschliche Gestalt des Ursprungs jedes Menschen. Das Gleiche gilt für das Ende des irdischen Lebens. Christen müssen sich nicht nur der Tötung alter, kranker und leidender Menschen widersetzen, sie müssen sich auch dem widersetzen, wovon diese Tötung nur die Kehrseite ist, der gewaltsamen Verlängerung des Lebens, die den Menschen darum betrügt, in Frieden das Zeitliche zu segnen. Wer an das ewige Leben glaubt, dessen Umgang mit Leben ist bestimmt von der einzig lebensgemäßen Haltung, die Christus in die Worte faßt: »In Eurer Geduld werdet ihr Eure Seele besitzen.«

Christen müssen aber auch bedenken, daß alles Lebendige mit ihnen in einer Gemeinschaft der Hoffnung verbunden ist. Daß die untermenschliche Schöpfung dem Menschen untertan sein soll, daß der Mensch als Gottes Ebenbild Herr der Schöpfung ist, sagt ja nicht, daß der Mensch mit seinen lebendigen Untertanen umgehen dürfte wie mit toter Materie. Wenn ein Klosterkonvent sein Federvieh in diesen erbärmlichen Käfigen hält, wo es gerade nicht so leben kann wie Gott es geschaffen hat, nämlich »jedes nach seiner Art«, was kann er sich dann denken, wenn er im Chor singt, »... alle Tiere des Herrn, preiset den Herrn«? Nur Gedankenlosigkeit kann verhindern, daß ein solcher Gesang zynisch ist. Alles Lebendige ist miteinander in einer Gemeinschaft der Hoffnung verbunden. Der hl. Paulus schreibt, daß die ganze Schöpfung »seufzt und in Wehen liegt, bis zum Tag ihrer Erlösung«. Christen müssen erkennbar sein als solche, die in einer Gemeinschaft der Hoffnung stehen mit allem, was lebt!

Auch die christliche Mission ist nicht so etwas wie Gesamtstrategie zur Eroberung der Welt für Gott, sondern das Ausstreuen eines Samens, dessen Aufgehen wir nicht in der Hand haben, und auch die Friedfertigkeit der Christen ist nicht eine Strategie zur Herstellung des Friedens in der Welt. Sie ist eine Tugend mitten in einer unfriedlichen Welt. Diese Tugend kann in einer bestimmten Epoche sehr wohl Voraussetzung für die Entwicklung von Friedensstrategien sein. Aber diese Strategien sind nicht schon deshalb richtig, weil sie aus einer Gesinnung christlicher Friedfertigkeit hervorgehen. Sie müssen ebenso wie die Methoden zur Bekämpfung einer Epidemie immer auch unter Gesichtspunkten irdischer Klugheit beurteilt werden. Der Friede der Welt ist nicht der Friede Christi. Und die Bergpredigt ist kein Strategiepapier zur weltlichen Friedenssicherung.

Der Friede Christi ist ein Geschenk an den einzelnen und an die Gemeinschaft der Kirche. Dieser Friede ist an keine Bedingungen geknüpft, er setzt keine weiteren Faktoren voraus. Christus sagt: »Wo ein Kind des Friedens ist, da wird der Friede auf ihm ruhen.« Pater Delp war im tiefsten Frieden, als er in seiner Todeszelle schrieb: »Dem Leben trauen, weil Gott es mit uns lebt.« Pater Maximilian Kolbe war mitten

am Ort des Unfriedens, als er im Hungerbunker in Auschwitz freiwillig starb, im tiefsten Frieden, frei von Haß auch gegen seine Henker, bereit, ihnen zu verzeihen.

Der Friede der unerlösten Welt dagegen ist ein kunstvoll kalkuliertes und dennoch äußerst labiles Gebilde. Letzten Endes ist er aus dem gleichen Stoff gemacht wie der Krieg: aus den Leidenschaften der Selbstbehauptung und der Angst, aus Druck und Gegendruck aufeinander wirkender intelligenter Kräfte. Christen haben den Frieden der Welt nie deshalb verachtet. Man kann zwar in ihm sein Verderben ebenso wirken wie sein Heil, ein Verbrecher werden, ein Spießbürger oder ein Heiliger. Aber er ist unter den irdischen Gütern eines von den kostbarsten. In Stille und Frieden Gott dienen zu dürfen, war deshalb immer ein Gebet der Christen. Und wer selbst im Frieden Christi lebt, wer in sich die Leidenschaften der Selbstbehauptung und der Angst überwunden hat, der wird wohl auch, wie z. B. der hl. Klaus von der Flüe, besonders disponiert sein, mit Klugheit und Umsicht zur Bewahrung oder Wiederherstellung des Friedens der Welt beizutragen. Weil er für sich aufgehört hat, Mittelpunkt seiner Welt zu sein, wird er zum Kristallisationspunkt lebendiger Ordnung. Er wird fähig, an jenem vernünftigen Ausgleich menschlicher Interessen mitzuwirken, den wir Gerechtigkeit nennen und der das eigentlich sittliche Prinzip des Friedens in der Welt ist. Zugleich aber wird er wissen, wie zerbrechlich dieser Friede ist. Wir lassen jedoch die christliche Hoffnung zur Ideologie herabsinken, wenn wir den Frieden Christi, den nach den Worten des Herrn die Welt nicht empfangen kann, mit dem Frieden der Welt gleichsetzen oder verwechseln oder wenn wir annehmen, von nun an sei Friede in der Welt nur noch als Friede Christi möglich, nur noch also, wenn die Gesetzmäßigkeiten der unerlösten Welt durch die Bekehrung der ganzen Welt oder eines ganzen Teiles der Welt aufgehoben würden. Das ist Schwärmerei und zwar eine gefährliche. Denn es knüpft den Frieden der Welt an eine Voraussetzung, deren Erfüllung nach der Offenbarung und der einhelligen christlichen Überlieferung bis zum Ende der Welt nicht zu erwarten ist.

Liebe Freunde, laßt uns die Eindeutigkeit, den Glanz und die Strahlkraft der Hoffnung, aus der wir leben, nicht trüben durch die Vermischung mit vielerlei, was wir mit gutem Grund in der Welt wünschen, wofür wir arbeiten und worum wir beten – denn um alles, was wir ohne Sünde wünschen dürfen, dürfen wir auch beten. Aber nichts von dem, was wir in der Welt wünschen, verdient es, so genannt zu werden, wie die Hl. Schrift die Lebensperspektive des Christen nennt: »Selige Hoffnung«. Ja, nach den Worten der Bergpredigt, den Seligpreisungen verhält sich die Seligkeit sogar umgekehrt proportional zur Erfüllung unserer Wünsche in der Welt. Denn wer möchte schon arm sein, wer möchte traurig sein, wer möchte weinen, wer möchte verfolgt werden und ins schlechte Gerede kommen? Aber gerade diese Situationen erscheinen in den Seligpreisungen als privilegierte Situationen seliger Hoffnung. Warum? Weil es Situationen der Wahrheit sind. In einer Welt, deren Gesetzmäßigkeiten auf der Abkehr von Gott beruhen, ist der Leidende der, der die Wahrheit dessen, was diese Abkehr bedeutet, am eigenen Leib erfährt. Darum ist Unrecht leiden besser, als Unrecht tun. Denn der Unrecht Leidende erfährt, was das Unrecht seinem Wesen nach ist, nämlich schlecht, während gerade dies dem Unrecht tuenden verborgen bleibt. Er lebt in der Illusion. Wenn der arme Lazarus im Schoß Abrahams landet, wenn den Weinenden gesagt wird, sie würden lachen und den Lachenden, sie würden weinen, so ist der Grund der: Lazarus merkt am eigenen Leib, daß in der

Situation zwischen dem reichen Prasser und ihm etwas verkehrt ist. Der reiche Prasser merkt es nicht. Lazarus fällt es daher leicht, Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit zu haben, denn er kann dadurch nur gewinnen. Der Reiche aber würde verlieren. Darum ist es für diesen weniger leicht, auf die Ankunft des Reiches Gottes, auf die Wiederherstellung der wahren Welt zu hoffen. Bei den Schweinen gelandet, erscheint dem verlorenen Sohn das Vaterhaus wieder als das Paradies, das es war, und es fällt ihm nicht schwer, sich dahin aufzumachen. Leiden ist seit jeher von den Christen als privilegierte Situation des Menschen erschienen; nicht absichtliches, selbstgesuchtes Leiden, sondern das ungewollte Leiden, die Durchkreuzung unserer Wünsche und Pläne. »Du bist's der, was wir bauen, mild über uns zerbricht, daß wir den Himmel schauen«, heißt es bei Eichendorff.

Die christliche Hoffnung erschien Marx und erscheint vielen Menschen als ein Hindernis beim Kampf um die Verwirklichung berechtigter Wünsche der Menschen um weltliche Befreiung. Denn diese Hoffnung tröste, so sagt man, indem sie vertröste. Wir sollten uns nicht immer so gewaltig anstrengen, diesen Vorwurf zu widerlegen und zwar solange, bis wir es schließlich uns selbst versagen, die Seligkeit der Hoffnung überhaupt noch in uns entstehen zu lassen. Es ist ja gar nicht falsch, daß die christliche Hoffnung tröstet, in dem sie vertröstet, d. h. indem sie auf den Tag verweist, an dem alle Tränen getrocknet werden. Der Kranke, der während einer schmerzhaften Behandlung damit getröstet wird, daß dies am Ende zu seiner Heilung führen wird, er wird getröstet, indem er ›vertröstet‹ wird. Ein Vorwurf wäre das nur, wenn die Zukunftsaussicht, die man ihm gibt, eine Illusion wäre. Ein Vorwurf wäre es auch dann, wenn die Vertröstung als Ausrede dient für das Verweigern einer Hilfe, die jetzt gegeben werden kann; z. B. für das Verweigern eines schmerzstillenden Mittels, wenn es das gibt. Aber dieses schmerzstillende Mittel ist doch kein Ersatz für die Hoffnung auf Heilung! Alle Hilfe, die wir einander geben können, kann den unvergleichlichen Trost der Hoffnung nicht ersetzen. Sie hat im Grunde immer den Charakter eines schmerzstillenden Mittels. Die Seligpreisung: »Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden«, ist in der Tat eine Vertröstung. Die entscheidende Frage ist nur, ob sie wahr ist oder nicht. Denn wenn sie wahr ist, dann kann keine menschliche Aktivität, kein revolutionäres Engagement, sei es berechtigt oder nicht, mit ihr konkurrieren. Denn keine solche Aktivität kann die Toten lebendig machen und die Tränen der Opfer der Geschichte abwischen, statt sie in der Erde versickern und vertrocknen zu lassen. Irdische Utopien können vieles versprechen, aber nicht Seligkeit. Der Spatz in der Hand, so sagt man, ist besser als die Taube auf dem Dach, genauer gesagt: als eine Fata Morgana. Wenn Christus auferstanden ist, dann haben wir in Wirklichkeit die Taube schon in der Hand, und alle irdische Zukunftsvisionen sind dem gegenüber nur Spatzen auf dem Dach.

Jetzt schon werden selig gepriesen die, die in der seligen Hoffnung leben. Zwei Menschen können den gleichen Hunger haben, der eine weiß, es ist nichts mehr zu essen da und er wird nie wieder etwas bekommen. Der andere ist gerade auf dem Weg zu einer üppigen Mahlzeit mit seinen Freunden. Für ihn gilt, daß Hunger der beste Koch ist. Sein Hunger ist nur noch in einem oberflächlichen Sinne ein Leiden. Denn er ist in der Situation der Vorfreude auf das gemeinsame Mahl. Das ist die Situation der Christen, das ist der Unterschied zwischen denen, die glauben und denen, die nicht glauben. Und darum sind christliche Kulturen getragen von einer Grundstim-

mung der Freude. Christen werden den Glanz ihrer Hoffnung nicht weitergeben können, wenn er sie nicht selbst erfüllt. Und er kann sie nur erfüllen, wenn es wirklich der Glanz der seligen Hoffnung ist, der Hoffnung auf das ewige Leben.

Macht ohne Amt

Das Bild des Priesters im neueren Roman

Von Johannes Werner

Es zählte zu den Selbstverständlichkeiten einer langen, doch noch gar nicht lange vergangenen Zeit, daß ein Pfarrer wirklich ein Pfarrherr war, ein Hirte, der über seine Herde herrschte; und daß sein Pfarrhaus eigentlich ein Pfarrhof war, behäbig und behaglich zugleich, mit Scheuern und Kellern, die sich nie leerten. Francis Jammes (›Der Pfarrherr von Ozeron‹, 1918), Felix Timmermans (›Der Pfarrer vom blühenden Weinberg‹, 1923) und Ernest Claes (›Der Pfarrer aus dem Kempenland‹, 1935) haben dieses Bild literarisch fixiert, bevor es faktisch verblaßte – als hätten sie geahnt, daß es mit dieser Herrlichkeit alsbald zu Ende gehen sollte.¹

I. Der erste Typus: Weihe ohne Würde

Denn schon kommt ein Priesterbild in Sicht, das eindeutig im Zeichen des Scheiterns steht. Georges Bernanos (›Tagebuch eines Landpfarrers‹, 1936) zeigt einen Priester, der kein mit Güte und Strenge waltender Patriarch, der alles andere als die segenspendende, strahlende Mitte seiner Gemeinde ist; der vielmehr ein ungeschickter, gehemmter und gequälter Mensch ist und ein dumpfes, trübes und trostloses Leben führt. Als ihn, nach einem Arztbesuch in der Stadt, das tödliche Krebsleiden niederwirft, flüchtet er sich mit letzter Kraft zu einem früheren Freund und Konfrater, jetzt Handelsvertreter billigster Sorte, der seine überaus schäbige Behausung mit einer unscheinbaren Aufwärterin teilt, die ihn liebt und verehrt und seine so verzweifelten wie vergeblichen Versuche, sie zu bilden, heroisch erträgt, auch weil sie weiß, daß er nicht mehr lange zu leben hat. (Dasselbe Milieu wird dann wieder von Franz Werfel – ›Der veruntreute Himmel‹, 1939 – in einem schmutzigen Winkel der alten Stadt Prag lokalisiert, wo der ehemalige Alumnus, jetzt angeblich Redakteur, mit seiner hinkenden Geliebten haust; in ihm muß Teta Linek ihren in der Tat teuren Neffen wiederfinden, statt, wie erhofft, in dem Dorfpfarrer von Hustopeč, der ihr zwischen den Bienenstöcken seines Pfarrhausgartens trügerisch entgegentrat.) Der Landpfarrer stirbt gewissermaßen in den Armen seines ehemaligen priesterlichen

1 Weitere wirkliche Beispiele vgl. etwa bei: Joseph Bernhart, *Der Kaplan*. Aufzeichnungen aus einem Leben. München ²1924; Reinhold Schneider, *Winter in Wien*. Aus meinen Notizbüchern 1957/58. Freiburg ³1958, S. 95-97. – Das gesamte, hier gemeinte Thema kam, freilich sehr fragmentarisch, schon einmal zur Sprache: Paul Konrad Kurz, *Das Priesterbild im modernen Roman*, in: ders., *Über moderne Literatur*, III. Standorte und Deutungen. Frankfurt 1971, S. 151-173.